

## XXVIII Rückblick

Blicke ich an der Hand meiner Aufzeichnungen auf mein Leben zurück, so bin ich gleichermassen erstaunt über seine äussere Buntheit und seine innere Einheitlichkeit. Die Erklärung für die Buntheit und seine innere Einheitlichkeit scheint mir grösstenteils darin zu liegen, dass die wirtschaftliche Verflechtung aller Volkswirtschaften der Erde nicht älter ist als ich selbst. Im Jahre meiner Geburt ist die Kabellegung zwischen der alten und der neuen Welt geglückt und damit die Grundlage gemeinsamer Bestrebung zwischen beiden Erdteilen geschaffen worden; und das Jahr 1869 kann vielleicht als Geburtsjahr der neuzeitlichen Weltwirtschaft bezeichnet werden. In diesem Jahr ist der Suez-Kanal eröffnet worden, der das Mittelmeer mit dem Indischen Ozean und damit die westliche und östliche Halbkugel unseres Erdballs enger verbindet; und im selben Jahr ist in den Vereinigten Staaten die erste Nordamerika von Ozean zu Ozean durchquerende Eisenbahn dem Verkehr übergeben worden, die den Grund legte, dass sich das Haupteinwanderungsland für Europa auch zur „Great Pacific Power“ auswachsen konnte. Durch beide Bauten ist unser Erdball straffer als bisher zu einer Einheit zusammengefasst und seitdem von Dampferlinien, Eisenbahnen und Telegraphenkabeln immer enger umspannt worden. In dieser Zeit wuchs ich in der grössten Hafenstadt der „Neuen Welt“ auf. Hier stand das Wirtschaftliche einseitig im Vordergrund und spielte die Weltwirtschaft eine Rolle wie sonst vielleicht nirgends. Sie war in New York nicht etwas „Abstraktes“; sie trat mir vielmehr als Lebendiges und Interessantes täglich vor Augen. Auch an Anblicken in die Zukunft fehlte es nicht. So hat mein Vater mir mehrfach, wenn ich ihm Neues vom New Yorker Hafendienst meldete, mit seinem Ton von Begeisterung gesagt: „Jungens, wir werden noch zusammen eine Reise durch die Luft machen!“

Diese Jugendeindrücke sind mir erst spät bewusst geworden. Das geschah im Anschluss an das Seminar von Schmoller. Ich erkannte, dass es nicht meine Aufgabe sein könne, nach einem Vorbild die Geschichte der Wirtschaft zu vertiefen, sondern dass mein Leben mich darauf verwies, die gleichzeitigen Verknüpfungen der Wirtschaft in ihrem wachsenden Umfang zu erfassen; hier drängten sich noch kaum bemerkte Probleme. Diese nur langsam erkannte Aufgabe hat mein Leben äusserlich so bunt werden lassen.

Der Hauptteil meines Lebens fiel ferner mit der Friedenszeit von nahezu einem halben Jahrhundert zusammen, die der Neugründung des Deutschen Reiches folgte. In ihr wurde der Auf- und Ausbau der deutschen Volkswirtschaft nach dem Vorbild der europäischen Staaten vorgenommen, die ein gütiges Geschick sich früher zu Einheitsstaaten hatten entwickeln lassen. Er entbehrte anfangs nicht übereilter Versuche, lenkte aber bald aus den Bahnen blosser Spekulation in die sorgfältiger Planung und schliesslich umfassender Verwissenschaftlichung. Die Verfolgung solcher Entwicklung war lehrreicher als das blosses Studium ihrer Ergebnisse. Sie wurde mir in einzelnen Zügen schon durch meine Tätigkeit im Ministerium der öffentlichen Arbeiten ermöglicht; weit bedeutsamer aber war, dass ich sie kurz darauf auch im Einzelnen von einem bevorzugten Beobachtungsort als Studiendirektor der neuen Handels-Hochschule in Köln und Professor in Bonn kennen lernen konnte. Die gründliche Kenntnis einer Volkswirtschaft ist Voraussetzung für die Erfahrung volkswirtschaftlicher Verflechtungen. Zeit und Ort begünstigten sie in besonderem Masse.

Die deutsche Volkswirtschaft war damals in jugendlich-stürmischer Entwicklung. Bisher hatte die Landwirtschaft vorangestanden; im Rheinland erhielt die Wirtschaft durch die nicht-landwirtschaftliche Erzeugung des Bodens immer mehr Gepräge; und das war nicht eine Sonderentwicklung, sondern der Zug der Zeit. Die Kohlenförderung der Welt hat im Jahr meiner Geburt nicht mehr als 200 Millionen t betragen; bis zum zweiten Weltkrieg schwoll sie auf anderthalb Milliarden an, und gleichzeitig die Erdölgewinnung von geringeren Anfängen auf zwei Milliarden Fässer. Nicht minder bedeutend war die Metallförderung, bei der Qualität eine nicht geringere Rolle als Quantität spielte. Ich habe die Entdeckung einerseits der Leichtmetalle, insbesondere des Aluminiums, und andererseits der Härtings- und Veredelungsmetalle erlebt. Konnte in meiner Jugend von einem Eisenzeitalter noch mit Recht geredet werden, so war später die immer neue Mischung der Metalle für die Entwicklung besonders charakteristisch. Mit der Weitung der Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft verband sich somit ein vielseitiger Prozess der Wirtschafts-Intensivierung wie er noch nicht vorgekommen war. Verbrachte ich die Schulzeit in meiner Geburtsstadt, die damals noch eifrig bestrebt war, sich ihren Charakter als Handelsstadt rein zu erhalten, so verlebte ich die wichtigsten Jahre meiner Entwicklung in dem Teil des europäischen Kontinents, in dem sich der folgenschwere Prozess einer verspäteten Rationalisierung der Wirtschaft am wuchtigsten vollzog.

Die die Erde umfassende und mein Vaterland besonders bewegende Entwicklung des Wirtschaftslebens ist es gewesen, die mein Leben äusserlich so bunt hat werden lassen. Meine Arbeit, die ohne Reisen nicht möglich war, stellte sich fast wie eine Weiterentwicklung der amtlichen Tätigkeit meines Vater dar.

Ich bin nicht nur auf dem Gebiet der Wirtschaft in eine neue Entwicklung grössten Ausmasses hineingestellt worden; auch ein anderes wichtiges Lebensgebiet erfuhr zur selben Zeit grosse Wandlungen: Das war das Arbeitsgebiet meines Bruders. Unter dem Einfluss einer noch nie erlebten Bevölkerungszunahme und des mit ihr in Zusammenhang stehenden Industrie-Aufschwungs machten die deutschen Städte Entwicklungen in so stürmischer Art durch, dass Vorbereitungen für ihre Lenkung fast nirgends getroffen werden konnten. Ein Wirrsal von Improvisationen war die Folge. Eine Zeitlang sah es so aus, als müssten Kunst und Kultur vor Nützlichkeitsforderungen der Wirtschaft kapitulieren. Die ersten Versuche der Abhilfe schwankten zwischen Resignation und Neuerungssucht. Erst strenger Arbeit gelang es, allmählich eine schöpferische Abhilfsbewegung in Gang zu bringen. Die Architekten wurden ihre Führer. Unter ihnen stand in Deutschland mein Bruder in vorderster Reihe. Das enge Verhältnis von uns beiden hat für mich die schöne Folge gehabt, dass ich alle Phasen dieser erfolgreichen Bewegung miterlebt habe.

Zuerst waren es die grossen Verschiedenheiten unserer Aufgaben, die mich reizten: die Gegensätze zwischen der Welt des Schönen und der Welt des Nützlichen. Wie ich einer Fülle von Theorien aus verschiedensten Zeiten gegenüberstand, so mein Bruder einer Fülle von Stilen. Zwischen ihnen galt es zu wählen; es gab Anhänger aller Stile und aller Theorien. Es war hier wie dort ein Fortschritt, als man aus den Fesseln des „Historismus“ herauskam; aber es war noch keine Genesung. Das Suchen nach Neuem, das jetzt begann, entartete beiderseits in Originalitätssucht; das Streben nach individuellen Lösungen erstickte das Interesse für die sachliche Eigenart der Aufgabe. Nur aus Vertiefung in die Besonderheiten der neuen Probleme der Zeit konnte entwicklungsfähiges Neues erwachsen. So

traten die grossen Wandlungen in den Aufgaben bestimmend in den Vordergrund. Beim Bau von Bahnhöfen und Brücken und Kraftwerken konnte die Nachahmung alter Stile nicht in Frage kommen. Bei ihnen musste nach grösster Zweckmässigkeit gestrebt werden. Das hatte anfangs zur Folge, dass der Bau von Architekten auf den Ingenieur überging. Diese Entwicklung erreichte ihren Höhepunkt mit dem Eiffelturm auf der Pariser Weltausstellung von 1889. So sehr dieser Eindruck machte, er konnte als Vorbild nicht dienen. Er lehrte nicht nur, dass Eisen keine architektonische Form zu bilden vermag, sondern auch, dass jeder Bau eingepasst werden muss in seine bauliche Umgebung, wie es sich einst von selbst verstand. Das hiess aber, dass die Architekten zu Städtebauern werden mussten, welche volkswirtschaftliche Gesichtspunkte ebenso wie künstlerische und technische zu berücksichtigen hatten; damit wurden sie „gestaltende Volkswirte“. Was mir anfangs wie ein Gegensatz zum eigenen Tun erschienen war, gewann so mannigfache Berührungspunkte mit ihm. Eine vielseitigere Ergänzung meiner Lebensarbeit war nicht denkbar. Die Verfolgung des Lebensganges meines Bruders und die grosse Entwicklung seines Arbeitsgebietes haben viel zur Buntheit meines Lebens beigetragen, gleichzeitig aber auch zu seiner inneren Harmonie.

Die Buntheit meines Lebens besteht aber nicht nur in der Mannigfaltigkeit sachlicher Aufgaben, die meinem Bruder und mir gestellt worden sind, sondern auch darin, dass mein Verkehr niemals beschränkt war auf Menschen eines Berufes und eines Landes; der Umgang mit Vertretern anderer Berufe war für mich ebenso wichtig wie der Verkehr mit Fachgenossen und der mit Ausländern ebenso lebhaft, zeitweise sogar lebhafter, als der mit Landsleuten. Das liegt einerseits im Wesen der Volkswirtschaftslehre; sie zwingt, wenn sie sich nicht in Theorien verlieren will, zum Verkehr mit Männern des praktischen Wirtschaftslebens, und zwar mit Unternehmern, wie Angestellten und Arbeitern; und wenn das Interesse in der Volkswirtschaftslehre besonders den Problemen der Weltwirtschaft gilt, nimmt dieser Verkehr von selbst einen internationalen Charakter an. Das erstreckt sich auch auf die Schülerschaft; in meinem Seminar haben begabte Ausländer nie gefehlt. Studenten aus den Vereinigten Staaten und Russland, aus Schweden, Dänemark, Tschechoslowakei, Bulgarien, aus Ungarn, Rumänien, Griechenland und Montenegro, aus Türkei, Aegypten + Persien, Indien, China und Java, Chile und Neu-Seeland haben bei mir promoviert; von 28 solchen Schülern weiss ich, dass sie Dozenten ausländischer Universitäten geworden sind. Dieser bunte Verkehr, der aus dem weiten Bekanntenkreis meines Bruders noch manchen Zuwachs erhielt, war zeitweise so gross, dass ohne bewusste Zurückhaltung nicht auszukommen war; er ist aber bis ins hohe Alter eine Bereicherung meines Lebens gewesen und hat mich vor beruflicher Verknöcherung bewahrt.

Manchmal allerdings hatte ich Besorgnis, mein Leben setze sich aus zu vielen Episoden zusammen und leide daher an Zerrissenheit. Doch überwiegt heute der Eindruck der Einheitlichkeit. Äusserlich ist ein Zusammenhang dadurch gegeben, dass meine verschiedenen Tätigkeiten nicht zufällig aneinander gereiht sind; eine ist aus der anderen erwachsen. Was ist aber die Kraft, die Vielerlei zu einem Ganzen zusammenfügt? Ihre Wurzeln reichen, wie dargelegt wurde, bis in die Kindheit zurück. Der frühe und jahrelange Aufenthalt in der Fremde hat einerseits das Gefühl, Deutscher zu sein, zeitiger bewusst werden, andererseits die Bedeutung internationaler Beziehungen stärker empfinden lassen, als das bei dauerndem Aufenthalt in der Heimat möglich ist. Insbesondere hat auf Staaten Island der tägliche Ausblick auf das Getriebe im New Yorker Hafen Seeschiffahrt und Seehandel in den Mittelpunkt

der jugendlichen Phantasie gerückt. Auf dieser Grundlage sind zur lenkenden Kraft meines Schicksals die eigenen Wünsche geworden – die Wünsche, von denen Goethe sagt, sie seien „Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten imstande sein werden“. Aus der äusseren Buntheit des Lebens wäre demnach auch seine innere Einheitlichkeit erwachsen.

Die Wünsche scheinen mir heute auch die eigentliche treibende Kraft bei meiner Berufswahl gewesen zu sein. Sie verirrten sich anfangs in der unklaren Richtung der „Völkerkunde“, und es hat einige Zeit gedauert, bis sie hier zum Schweigen gebracht wurden. Erst meine Entdeckung der Volkswirtschaftslehre hat ihnen ein klares Ziel gesetzt; und weil die Berufswahl aus meinem durch die Zeitereignisse beeinflussten Wesens hervorwuchs, hat sie trotz der äusseren Episodenhaftigkeit meinem Leben eine innere Einheitlichkeit gegeben, die mir infolge der „Dumpfheit“, in der sich das tägliche Arbeiten und Streben zu vollziehen pflegt, erst spät klar geworden ist.

Wenn es die Wünsche waren, welche den Aufgaben meines Lebens einen gewissen Charakter der Einheitlichkeit gegeben haben, so fragt es sich, für welche in mir liegenden Fähigkeiten diese Wünsche im Goetheschen Sinne „Vorboten“ gewesen sind. Professor Knapp hat darauf eine Art Antwort gegeben. Er hat mich einmal im Verein für Sozialpolitik nach einem Referat, das ich erstattet hatte, freundschaftlich unter den Arm gefasst und mir gesagt, es könne kaum zwei verschiedenere Menschen geben als ihn und ich. Da ich ihn unter meinen Fachgenossen besonders schätze, war ich über diese Äusserung etwas betroffen. Er führte dann mündlich und, da wir gestört wurden, brieflich aus, ich ginge von Selbstgesehenem und Selbsterlebtem aus und suche es der Lehre einzuordnen; er habe vom praktischen Wirtschaftsleben so gut wie nichts gesehen, sei reiner Gelehrter, unterscheide sich von Vielen allerdings dadurch, dass er nicht von der Vergangenheit aus die Gegenwart, sondern umgekehrt von der besser bekannten Gegenwart aus das, was einst war, zu verstehen suche. Bei mir dagegen habe er „bei jedem Wort den Eindruck, dass es erlebt“ sei. Vielleicht ist in der Tat das Erlebnis, die lebendige Anschauung, bei mir Voraussetzung für ein Verstehen, welches das Ziel der Geisteswissenschaft ist. Jedenfalls wurde jede Arbeit auf Grund eines Erlebnisses für mich zum Genuss und ohne ein solches zur Qual.

Dazu kommt ein Weiteres. Als ich einen anderen älteren Kollegen, der in eine einflussreiche Körperschaft gewählt worden war, ein recht erfolgreiches Wirken wünschte, schrieb er mir zurück, daran denke er nicht, er werde vielmehr nach glücklicher Erreichung des bisher verfolgten Zieles einem neuen nachstreben, und daher die nächsten vier bis fünf Jahre ganz einer wirtschaftsgeschichtlichen Arbeit widmen. Ich stutzte; es wurde mir klar, dass es sich auch in diesem Fall um eine Grundverschiedenheit handle. Ich habe, wie ich glaube, nie „im Dienste der Feder“ gestanden, sondern immer die Feder in den Dienst von Aufgaben gestellt, die mir von allgemeinem Nutzen zu sein schienen. Das war kein bewusstes Streben, sondern ein Bedürfnis meiner Natur.

Da das „Erlebnis“ für meine Arbeit solche Bedeutung hatte, sind meine Reisen nicht nur Zutaten in meinem Leben gewesen. Allerdings hat es auch an Erholungs- und Vergnügungsreisen nicht gefehlt; sie waren sogar die schönsten; ich habe sie oft gemeinsam mit meinem Bruder gemacht, der einige aus späteren Zeiten in seinem Buch „Rundblicke“ geschildert hat.

Eine Eigenart des Glücks in meinem Leben hat aber vielleicht darin bestanden, dass mir Aufträge nicht herkömmlicher Art erteilt worden sind. Sie waren nicht ohne besondere sachliche Schwierigkeiten, hatten darum aber auch ungewöhnlichen Bildungswert. Zu den Schwierigkeiten, die dem Zusammenhang von Schatten mit Licht entsprechen, gesellten sich allerdings auch anderes, die nicht Notwendigkeit als Linderung in sich trugen. Mit manchem Auftrag verband sich eine nicht ohne weiteres verständliche Eile. Wenn sie den Auftraggebern nicht Zeit lässt, die Aufgabe gründlich zu durchdenken, und dem Beauftragten nicht Zeit genug lässt zur nötigen Vorbereitung und zur gründlichen Ausarbeitung, so erfahren die in der Aufgabe liegenden Schwierigkeiten eine nicht unbedenkliche Vergrößerung und mindern auch das anfängliche Glücksgefühl und die anspornende Kraft. Oft besteht die Meinung, ein Auftrag gewinne an Gewicht, wenn er zu einem eiligen gemacht wird; wenn es aber auf „Richtigkeit“ mehr ankommt als auf „Fixigkeit“, dann schadet jede Eile, die vermieden werden kann. Sie hemmt die Arbeitsfreudigkeit. In einer Zeit, die sich so eifrig um „Rationalisierung“ der Arbeit bemüht, darf das nicht unberücksichtigt bleiben. Es ist umso wichtiger, als häufig ein nachträglicher Versuch der Korrektur zwar dankbar empfunden wird, aber nur wenig ändern kann. Gut Ding will nun einmal Weile haben. Dafür ist das Verständnis im Ausland oft grösser als in der Heimat. Die Handels-Hochschule in Köln, die erste ihrer Art, musste acht Wochen nach meiner Übersiedlung nach Köln eröffnet werden, während Professor Ashley, der nach ihrem Vorbild die „Faculty of Commerce“ in der neuen Victoria-Universität in Birmingham zu organisieren hatte. Das wiederholte sich in verstärkter Form bei meinem asiatischen Reisen. Was von der Vorbereitung für neue Arbeiten gilt, passt nicht minder auf die Abwicklung alter, gar ans Herz gewachsener Arbeiten. Zween Herren zu dienen, ist immer misslich, ganz besonders, wenn einer der Herren ungeduldig ist.

Die Begleiterscheinungen noch mehr als die Aufgaben selbst sind es gewesen, die eine gewisse Atemlosigkeit in mein Leben hineingebracht haben. Gewiss hat es auch bei mir nicht gefehlt an der „grossen Unerfahrenheit in der beneidenswerten Kunst, nichts zu tun“, die Justus Möser einst als einen Hauptzug im „Nationalcharakter der deutschen Gelehrten“ hervorgehoben hat. Das dürfte der Fall sein, obwohl der dafür von ihm angegebene Grund kaum auf mich zutrifft. Den Gelehrten, die von der „Pedanterie, für ihren Nachruhm zu arbeiten“, beherrscht sind, glaube ich mich nicht zurechnen zu können; zur Lösung mir wichtig erscheinender Aufgaben der Gegenwart ein wenig beizutragen, ist stets das Ziel meines Strebens gewesen. Diese mich beherrschende „Pedanterie“ hat den „Mut zur Musse“ nicht zur Entwicklung gelangen lassen. Eine neue Aufgabe musste immer wieder angepackt werden, ehe die alte vollendet war. Daraus erwächst leicht ein unlösbarer und daher tragischer Konflikt der Pflichten; auch wird im jugendlichen Streben, das zu Gunsten der Sache das eigene Interesse zurücksetzt, oft ungenügend erkannt und berücksichtigt, dass jeder Erfolg auch Neid erweckt und umso leichter zum Betrüger wird, je weniger die Zukunft gesichert ist.

Mache ich mir das alles auch klar, so bin ich doch bestürzt, wie Vieles von schönen Plänen nicht zur Ausführung hat kommen können: Es fehlte mir ein Warner. Goethe hat Eckermann sehr bald nachdem er zu ihm in Beziehung trat, gesagt: „Nehmen Sie sich in acht vor grossen Arbeiten! Ich habe auch daran gelitten und weiss, was es mir geschadet hat ... Die Gegenwart will ihre Rechte“. Für keine Fachwissenschaft gilt das in solchem Grade wie für die Volkswirtschaftslehre. Ihre Materialbeschaffung macht aus dem früher dargelegten Grund mehr Mühe und oft auch Kosten als in den meisten anderen

Geisteswissenschaften; aus diesem Grunde vor allem ist der Ruf nach Errichtung von Instituten für Wirtschaftsforschung entstanden. Wichtig ist auch die Tatsache, dass das Wirtschaftsleben der Welt in den letzten Jahrzehnten aus einem Zustand verhältnismässiger Ruhe in stürmische Entwicklung geraten ist, wodurch grosse Arbeiten mit einem ausserordentlichen Risiko belastet waren. Haben schon in ruhigen Zeiten Männer wie Adolf Wagner, Otto Gierke und Ferdinand Richthofen ihre Werke nicht zum Abschluss bringen können, so ist es kaum verwunderlich, dass es mir in Zeiten gewaltiger Entwicklung ähnlich ergangen ist. Die Wucht des Geschehens seit 1914 hat stets von neuem Hoffnungen vereitelt, Pläne entwertet, Arbeiten zerstört. Immer wieder hat das Streben im Kampf mit dem Erleben kapitulieren müssen. Und doch ist es nicht ganz unterlegen. Altes musste zwar aufgegeben werden, doch konnte Neues an seine Stelle gesetzt werden. Daraus sind nach dem ersten Weltkrieg meine „Wandlungen in der Weltwirtschaft“ entstanden. Als auch sie nicht weiter geführt werden konnten und mit dem zweiten Weltkrieg alles ins Schwanken zu geraten schien, da wurde auch die Wissenschaft, die es mit dem Leben zu tun hat, vor die Frage gestellt, was in ihren Lehren dauernden, was nur vorübergehenden Charakters sei.

Die Frage war an sich nicht neu, aber ihre Beantwortung war dringlich geworden. Schon meine Kenntnis der nordamerikanischen und englischen Wirtschaftsliteratur hatte einen Ansporn zu solcher Prüfung gegeben. Dazu war auch von ganz anderer Seite ein starker Antrieb hinzugekommen. Als Mitglied der Philosophischen Fakultät hatte ich über die Entwicklung der Naturwissenschaft bereits allerlei erfahren, das mir auch für die eigene Wissenschaft von Bedeutung zu sein schien. Aber erst als ein Nobelpreisträger mein Schwiegersohn geworden war, hatte ich Möglichkeit und Anreiz, mich darüber gründlicher zu unterrichten; hatte Heisenberg sich doch nicht nur mit Spezialfragen beschäftigt, sondern auch den „Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft“ ein besonderes Interesse entgegengebracht. Sie schienen mir den Wandlungen in meiner Wissenschaft ähnlich zu sein.

In beiden so verschiedenen Wissenschaften waren sie nicht von neuen Ideen ausgegangen. Wandlungen in den einschlägigen Tatsachen – „neue Erfahrungen“ – hatten vielmehr entsprechende in den Lehren nötig gemacht. Beiderseits gehen sie auf technische und organisatorische Änderungen durch den Menschen zurück; sie sind aber insofern verschieden, als sie in der Physik darin bestehen, dass durch Verfeinerung der Beobachtungstechnik das Beobachtungsmaterial erweitert worden ist, in der Wirtschaftswissenschaft dagegen darin, dass sich die Tatsachen selber, auf welche die Lehren sich beziehen, geändert haben. Durch Beseitigung „voreiliger Dogmatisierungen“ ist die Theorie wieder mit der Erfahrung in Einklang gebracht worden. Dadurch sind in beiden Fällen die alten „klassischen“ Theorien nicht unverwendbar geworden. Sie erfordern aber eine „Relativierung“; es muss nämlich festgestellt werden, ob ihre tatsächlichen Voraussetzungen, die bisher ungeprüft angenommen worden waren, auch im gegebenen Fall wirklich vorliegen. Ist das der Fall, dann haben die alten Lehren auch heute noch Giltigkeit; anderenfalls sind neue Lösungen zu suchen. Sie sind oft schwierig zu finden und stossen natürlich auf Widerstand nicht nur bei den alten Lehren, sondern in der Physik auch bei Ansichten der Weltanschauung und in der Wirtschaftslehre bei mächtigen Interessen; in beiden Disziplinen erschweren natürlich auch Missverständnisse und Entstellungen eine Verständigung. Schliesslich wird sich aber in beiden Wissenschaften eine Verständigung ergeben, welche ihre Spezialisierung und die Scheidung von Wissenschaft und Bildung verringern wird. Dass in solchen Zeiten

starker wissenschaftlicher Entwicklung nicht nur im ganzen, sondern auch im einzelnen der Streit der Meinungen gross ist, braucht nicht gesagt zu werden. In der Wissenschaft ist Festhalten an alten Lehren aus „Charakterstärke“ kein Vorzug; in ihr kommt es vielmehr auf die Eigenschaft des menschlichen Geistes an, von der John Stuart Mill gesagt hat, sie bedeute „eine Quelle alles dessen, was an dem Menschen als denkendes wie als sittliches Wesen achtungswert ist: dass nämlich seine Irrtümer verbesserungsfähig sind“. Die Wissenschaft ist keine Glaubenslehre.

Zum Glück meines Lebens gehört auch, dass mir jede der gestellten Aufgaben einen neuen Bekanntenkreis brachte. Erst mit meiner Ernennung zum ordentlichen Professor (1904) gewann die Kollegenschaft Stabilität. Das gilt besonders von Bonn. Die dortige Universität war zwar die zweitgrösste in Preussen, aber eine Universität der Kleinstadt. Das Zusammentreffen war nicht auf Sitzungen beschränkt. Man lernte sich wirklich kennen. Aus der Kollegenschaft erwuchs echte Freundschaft. Ein Kollege wurde sogar mein Schwiegervater, und zwei wurden meine Schwäger. In Berlin, wo nur ausnahmsweise die Wohnung eines Kollegen zu Fuss zu erreichen war, war das schon im Frieden anders. Die isolierende Wirkung der Grosstadt, die bei dem Stamm der Berliner Professoren darum besonders gross ist, weil ihr Durchschnittsalter höher ist als das der Professoren an kleineren Universitäten, erhielt durch den ersten Weltkrieg noch eine Verstärkung. Das Berliner Verkehrswesen gewann nur langsam den früheren Stand wieder. Kraftdroschken kamen für Professoren überhaupt kaum in Betracht. Der gesellschaftliche Verkehr blieb auf wenige Anlässe beschränkt. So erklärt es sich, dass in Berlin alte Freundschaften, deren Wurzeln ausserhalb Berlins liegen, oft eine grössere Rolle spielen als solche, die an Ort und Stelle entstanden sind. Ich hatte besonders das Glück, dass eine Reihe mir schon länger nahestehenden Professoren einen Ruf nach Berlin erhalten hatten oder erhielten. Mit den Studienreisen und den aus ihnen hervorgehenden Veröffentlichungen und Vorträgen hing es aber zusammen, dass mein Bekanntenkreis in den verschiedenen Zweigen der Wirtschaft und Regierung, in Gesandtschaften und Botschaften zeitweise einen sehr weiten Umfang annahm. Mit dem Jahre 1933 entstand jedoch eine Krise. Ganz besonders war das in der Universität der Fall. Schon die Verschiebung der Volkswirtschaftslehre aus der Philosophischen in die Rechtswissenschaftliche Fakultät wirkte trennend. Eine Isolierungsmassnahme einschneidender Art war aber auch das Verbot der regelmässigen Zusammenkünfte in Fakultätssitzungen. Denn eine individuelle Pflege der Freundschaft war in Berlin der Nachkriegszeit nur im zufälligen Bereich der Nachbarschaft möglich. Die Freundschaft mit unserem Nachbar, Excellenz Schmitt-Ott, hat vieles entschädigt. Von einer Kollegenschaft konnte in meinem Fach seit 1933 kaum noch die Rede sein.

In dieser Lage bewährte sich eine andere Art der Freundschaft: die mit meinen Schülern. In Bonn war sie auch schon vorhanden. Dort beschränkte sie sich auf Studenten, insbesondere die Mitglieder meines Seminars, unter denen freilich auch einzelne waren, die ihr Studium bereits abgeschlossen hatten. In Berlin veränderte sich der Kreis erheblich. Dort waren viele, die bei mir promoviert hatten, dauernd tätig, und viele nicht nur aus dem Inland, auch aus dem Ausland kamen in Verbindung mit ihrer beruflichen Tätigkeit zu kürzerem und längerem Besuch dorthin. So knüpften sich auch zwischen der älteren und jüngeren Generation meiner Schüler persönliche Beziehungen. Auf dieser Grundlage erwuchs die „Vereinigung“ meiner ehemaligen Schüler, die bald über zweihundert Mitglieder zählte. Versammlungen bei einem Glase Bier fanden in unregelmässigen Zwischenräumen statt. Sie wurden zu

meiner Freude auch für meine Schüler zu einem fruchtbaren Boden der Freundschaft. Mir machte es besondere Freude, die weitere Entwicklung meiner Schüler zu verfolgen, und nie bin ich so stolz gewesen wie in ihrem Kreise. Wenn mein Leben auch in der schweren Zeit, die ich in Berlin verlebte, und trotz anderweitigen hässlichen Erfahrungen reich an Glück war, so sind meine Schüler daran stark beteiligt.

Bei der noch vor dem zweiten Weltkrieg stattfindenden Feier meines siebzigsten Geburtstages war mein jüngster Doktorand, wie ich schon erzählt habe, einer der Redner und bei der in die Kriegszeit fallenden Feier meines 75. Geburtstags der Senior meiner Schüler, der bereits genannte langjährige Geschäftsführer der Lübecker Handelskammer, Dr. Keibel, der im zweiten Semester meiner Vorlesungstätigkeit – bereits im Schmucke eines Berliner Doktorhuts – mein Schüler wurde. Aus seiner Rede möchte ich einige Sätze anführen, welche die Freundschaft von der Seite der Schülerschaft her kennzeichnen:

„Der Altersunterschied zwischen Ihnen und mir ist nicht sehr gross. Gleichwohl habe ich mich, seit ich in wissenschaftliche Beziehung zu Ihnen treten durfte, ohne Scheu und ohne innere Beklemmung stets als Ihren Schüler gefühlt. Zunächst wohl, weil Sie durch den unbedingten Vorrang, den Sie der Weltwirtschaft in Ihrer Volkswirtschaftslehre gegeben haben, Ihren Hörern eine ganz neue Welt erschlossen, ihren Blick weiteten, sodass auch alle Erscheinungen des innerdeutschen Wirtschaftslebens ein ganz neues Gesicht bekamen... Dazu kam Ihre klare, sachliche, in allen Einzelheiten sorgsam durchdachte und dadurch überzeugende Darstellung der Dinge... Dann aber war vorbildlich und wirkte als Magnet die Art Ihrer Betätigung des eigentlichen Lehrberufes. Sie waren und sind nicht der Allwissende, der von olympischer Höhe die Wissensdurstigen an seinen Erkenntnissen teilnehmen lässt, sondern Sie haben diese denjenigen, die Sie einigermassen dessen für wert erachteten, selbstlos zur Verfügung gestellt. Sie haben Ihre Schüler unter Aufopferung Ihrer Zeit wie ein Freund beraten, auch an gelegentlichen persönlichen Bekümmernissen der Schüler teilgenommen und, wo es angebracht schien, auch hier geholfen.

Bei der Sorge für die Zukunft waren und sind Sie augenscheinlich durch die wunderbare Gabe ausgezeichnet, gleichsam, seherisch den Platz herauszufühlen, an dem der jeweilige Schüler seine Anlagen am fruchtbarsten betätigen kann. Aber Sie haben ihn dann nicht etwa mit väterlicher Bestimmtheit auf den neuen Weg gedrängt, sondern feinfühlig ihn den Weg selbst finden und aus eigenem Entschluss beschreiten lassen, sodass ein jeder auf dem selbstgewählten Platz sich innerlich befriedigt fühlt und ihn voll ausfüllt. Keiner Ihrer Schüler wird daher auch das Gefühl haben, das garnicht selten von anderen Berufstätigen bei einem Rückblick auf ihr Leben geäussert wird: ach, hätte ich doch einen anderen Beruf oder anderen Weg in meinem Berufe gewählt, - sondern **alle** haben das Bewusstsein, dass der Platz, an dem sie stehen, der ihnen genehme ist.

Kein Wunder daher, dass sich alsbald zwischen Ihnen und einer stetes wachsenden Zahl Ihrer Schüler und innerhalb dieser Schülerschar selbst eine Gemeinschaft gebildet hat, wie sie in dieser Form wohl einzigartig ist ...

So haben Sie Ihr gesamtes Wirken in den vergangenen funfzig Jahren unermüdlich, oft bis zur Grenze Ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit, ja darüber hinaus, in den Dienst der Erkenntnis und der Klarlegung der Zusammenhänge der Weltwirtschaft in allen ihren mannigfachen Verzweigungen gestellt und zugleich der nachhaltigen Förderung der sich Ihnen anvertrauenden Jünger der Wirtschaftswissenschaft gewidmet.

Ich las dieser Tage – zufällig – ein etwas tiefsinniges Wort von Goethe, das mir aber den Quell Ihrer unerschöpflichen Schaffenskraft aufzuzeigen scheint:

Das Leben ist des Lebens Pfand; es ruht

Nur auf sich selbst und muss sich selbst verbürgen.

Mit diesen Worten wird der selbstsichere Kern und – um ein heute viel gebrauchtes Wort einmal zutreffend anzuwenden – das Dynamische Ihrer Persönlichkeit glücklich gezeichnet.“

Dieser freundschaftliche Verkehr mit meinen Schülern, der mir die Herausgabe der „Wandlungen in der Weltwirtschaft“ zum grossen Teil erst ermöglicht hat, überdauerte nicht nur die Emeritierung, sondern auch die Evakuierung. Als ich ausserhalb Berlins ein Flüchtlingsdasein führte, kam eines Tages ein lieber Schüler zu mir. Er hatte die beschwerliche Reise von Berlin nach Überlingen gemacht, um zu sehen, ob ich auch nicht versauere, und schlug mir mit herzlicher Dringlichkeit vor, die alles Erlebte übertreffenden „Wandlungen in der Weltwirtschaft“, die der neue Krieg hervorriefe, in Bearbeitung zu nehmen; nur jemand, der den ersten Weltkrieg als Volkswirt miterlebt habe und die Weltwirtschaft kenne, sei dazu im stande. Der freundliche Plan schien mir unausführbar, da mir alles Material fehlte. Er meinte, an Material sei kein Mangel; insbesondere die „Nachrichten für Aussenhandel“, von denen ich glaubte, sie seien längst eingegangen, seien nicht nur noch vorhanden, und zwar als einzige nicht zensierte Tageszeitung, sondern hätten sogar einen Aufschwung erlebt. In der Tat war hier ein Material zusammengehäuft, wie es ähnliches im ersten Weltkrieg nicht gab. Mit Feuereifer ging ich daher an die Arbeit. Sie zeigte mir, wie von Monat zu Monat nicht nur die alles Bisherige weit übertreffenden Kriegslasten, sondern auch die Interessen-Gegensätze überall so gewaltig wuchsen und den Krieg mehr und mehr zu einem nicht wieder zu beseitigenden Unglück für Besiegte wie Sieger werden liess, sodass meine Hoffnung auf eine Verständigung neue Nahrung erhielt. Der Zusammenbruch brachte meine Arbeit zu jähem Ende. Innerhalb fünfzig Minuten musste das Haus, in dem ich Zuflucht gefunden hatte, geräumt werden. Nur das Notwendigste konnte in dieser Frist geborgen werden. Auch die Freude an der Arbeit versiegte und die Kraft erlahmte. Es bleibt nur die wohlthuende Erinnerung an meine treue Schülerschaft.

Diese Freundschaft war auch darum für mich wohltätig, weil mit zunehmenden Alter das Streben in die Welt abnimmt. Das Neue in Wissenschaft und Kunst und damit das Einzelproblem verliert an Reiz. Auf das Ganze und Allgemeine richtet sich der Sinn, wodurch der Trieb der Erörterung mit Fachgenossen abnimmt. Auch sonst ändern die Gedanken ihre Richtung. Sie wenden sich mehr und mehr der Vergangenheit zu. Das Plänemachen hört auf; die Zukunft ist nur noch Ziel für Hoffnungen und Befürchtungen. Die eigen Vergangenheit ist es, welche die Aufmerksamkeit gefangen nimmt. Das steigerte sich unter dem Druck einer traurigen Gegenwart bis zum Drang, meine Lebenserinnerungen

aufzuzeichnen. Dabei mag allerdings eine Ansteckung durch meinen Bruder mitgewirkt haben; während er sie aber geschrieben hat, als er sich der reichen Ernte seines Lebens noch erfreuen konnte, habe ich gleiche Aufgabe erst vorgenommen, als die Ernte meines Lebens bereits zum grossen Teil durch die Ereignisse der Zeit zerstört war.

Das alles hat mit zunehmendem Alter zusammengewirkt, ein Streben nach Einsamkeit zu erzeugen. Der Freundeskreis erfuhr keine Erweiterung mehr. Der alte Freundeskreis, der unter Gleichaltrigen das ganze Leben umfasste und von dem ich als Referendar meinem Bruder schrieb: „ich glaube nicht, dass viel ähnlich enge Freundschaften in der Grossstadt Berlin existiert“, hat keine entsprechende Erneuerung gefunden. Die alten Freunde waren verstreut, durch Familie und Beruf gefesselt. Die Freundschaft hatte nicht aufgehört, doch ihre Betätigung war schwierig geworden. Die Gewissheit, da und dort einen lieben alten Freund zu haben, empfand ich als Wohltat. Zu den Freunden auf Lebenszeit aus Jugendjahren sind im Grunde nur vorübergehende Erscheinungen der Freundschaft hinzugekommen. Das bringt schon die wachsende Menge an Pflichten und auch an Jahren mit sich. Zugleich wächst auf der Grundlage des Strebens nach Einsamkeit eine neue Art der Freundschaft daraus, die Freundschaft mit Männern aus Kunst und Wissenschaft vergangener Zeiten. Nicht viele kommen als solche Freunde der Vergangenheit in Betracht. Keiner ist zu solcher Freundschaft so geeignet wie Goethe, der „betrachtende“ Goethe. Aber auch andere wie Schopenhauer und Burckhardt gehören für mich hierher. Schopenhauer als Vorbild im Erkennen wie Darstellen des „Allgemeinen im Einzelnen“, das auch für die Wirtschaftswissenschaft von grundlegender Bedeutung ist, und Burckhardt, der die Geschichte jedes einzelnen Volkes „im Zusammenhang mit dem Weltgeschichtlichen“ zu erfassen suchte, wie die Wirtschaft jedes einzelnen Volkes im Zusammenhang mit dem Weltwirtschaftlichen erfasst werden sollte. Auch meinen Vater, der sich seine ideale Lebensanschauung auch in den Unbillen des Lebens zu wahren wusste, zähle ich zu diesen vorbildlichen Lebensfreunden.

Wie es ein natürlicher Vorgang war, dass aus der Schülerschaft erwachsende Freundschaften die gleichaltrige Freundschaft zu ersetzen begann, so nicht minder, dass die sich immer stattlicher entwickelnde Familie mehr und mehr an die Stelle der Freundschaft trat. Meine Frau wurde mein bester Freund. Was sie für Mann, Kinder und Kindeskindern selbstlos und rastlos in guten und bösen Zeiten getan hat, lässt sich nicht in Worte fassen. Möchte das Schicksal ihr nach der langen Zeit aufopfernder Mühe noch eine Erntezeit liebevoller Dankbarkeit gewähren.

Nächst meiner Frau ist es mein Bruder, der Freude und Leid mit mir geteilt hat. Das war vor der Verheiratung so und ist nach ihr nicht anders geworden. Ich danke es meiner Frau, dass sie sich in dieses brüderliche Verhältnis harmonisch eingefügt, an ihm teilgenommen, es immer gefördert hat. Wie ohne meine Frau kann ich mir mein Leben ohne meinen Bruder nicht vorstellen. Mit zunehmenden Jahren ist zwar auch das Zusammensein mit ihm seltener geworden; das vertraute Zusammensein hat nie aufgehört. Lässt sich auch bei ihm nicht sagen, was er in mehr als 75 Jahren mir gewesen ist, so möchte ich doch hervorheben, dass ich es ihm zu danken habe, mich mein Leben lang, auch in Zeiten anstrengeter Tätigkeit, oft täglich an den Veröffentlichungen erfreut zu haben, welche die Werke der Malerei, Bildhauerei und Architektur zu einem Allgemeinbesitz gemacht haben. Erst spät ist zur bildenden Kunst die Musik hinzugekommen. Die neuzeitliche Technik hat trotz allen Missbräuchen viel dazu geholfen, sie mir noch in späten Jahren aus einer gelegentlichen Unterhaltung zu einer

„Notwendigkeit des Lebens“ zu machen; der Enthusiasmus meines jüngsten Sohnes und die Kunstfertigkeit meines Schwiegersohnes Heisenberg haben zu weiterer Veredlung viel beigetragen.

Glück und Unglück sind in meinem Leben sehr verschieden verteilt. Tiefe Schatten sind schon in der Kindheit durch die lange Trennung von Eltern und Schwestern, in der Studienzeit durch den frühen Tod meines Vaters in mein Leben gefallen. Dadurch sind Ernst und Schwerfälligkeit des Norddeutschen in mir verstärkt worden. Das hat erst allmählich eine Milderung erfahren durch befriedigende Arbeit. Mit Festigung im erwählten Beruf und Begründung eines eigenen Hausstandes begann dann die glücklichste Zeit meines Lebens. Doch wurde schon das Jahr 1911 zu einem Jahr der Wende. Die Malaria trübte die letzten Friedenszeiten, und die Entwertung meiner liebsten Studien nahm mit der Revolution von Sunyatsen ihren Anfang. Mit dem Weltkrieg wurde dann das Schicksal des deutschen Volkes bestimmend auch für mein eigenes. Hat der erste die Früchte meiner Arbeit weiter entwertet, so hat er doch in mein Familienleben nicht zerstörend eingegriffen; und wenn er auch dem deutschen Volke in seinen Kolonien die bescheidenen Möglichkeiten wirtschaftlicher Existenzsicherung nahm, so entwickelten sich doch die Einzelbeziehungen sehr bald wieder erfreulich. Das erfuhr ich in wohlthätiger Weise. Nicht nur die Hausgäste aus ehemaligen Feindesländern führten zur Anbahnung flüchtiger Freundschaften, besonders auch meine Kinder fanden Gastfreundschaft in England und in den Vereinigten Staaten und in Schweden.

In der Politik war es jedoch anders. Statt von weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten, wurde allgemein von einseitigen volkswirtschaftlichen ausgegangen, sodass Deutschland schliesslich in eine Politik des nachbarlichen Warentausches flüchtete. Das blieb auch im Innern nicht ohne Wirkung. Als es in den herkömmlichen Bahnen nicht weiterging, fingen unter dem Druck zunehmender Arbeitslosigkeit immer weitere Kreise an, ihre Hoffnungen auf einen Emporkömmling aus dem oesterreichischen Nachbarstaate zu setzen. Sein krankhaftes Selbstbewusstsein wurde für Genialität, seine zuerst im Geheimen wirkende Skrupellosigkeit für ernste Entschlossenheit gehalten; erst allmählich siegte nüchterne Erkenntnis über irreführende Propaganda und erkannte man, dass alle Macht in den Händen eines Mannes lag, der an dem litt, was man in England „moral insanity“ nennt und selbst einen Nero und einen Iwan an Grausamkeit übertraf. Mit dieser langsamen Erkenntnis verbanden sich die Schrecknisse eines Krieges, der heute allgemein als der furchtbarste der Weltgeschichte gilt. So wurde das deutsche Volk von einem tragischen Geschick betroffen, das mein Bruder kurz vor seinem Tode in den Versen zum Ausdruck brachte:

Wer war der Feind? War's der, der vor den Toren  
Mit Feuerwerfern und Kanonen stand?  
War es der Dämon in dem eigenen Land?  
Der Mann, den man zum Führer auserkoren,  
Und der mit letzter Kraft der Krallenhand  
Uns festhielt, bis das Äusserste verloren?  
Wie wir ihn hassten, den verruchten Mann!  
Wenn seiner harten Stimme Laut ertönte,  
Fing unser deutsches Herz zu stocken an;  
Und stolz verkündete, was er getan,  
Dann gab es nichts, was dieses Herz versöhnte;

Es war, als ob der Kampfesmut zerrann.

Und nun stand da der Feind mit seinen Waffen,  
Der Feind, der unser Werk zerstören wollte!  
Man musste seine Kraft zusammenraffen,  
Dass er uns nicht zu Boden zwingen sollte.  
Und dennoch! – Konnt er nicht Erlösung schaffen  
Von allem, was in tiefster Seele grollte?

Oh furtbares Geschick, im Sturm zu gehen,  
Dem letzten Sturm, der über uns verhangen,  
Und nicht zu wissen, wie die Wimpel wehen!  
Ob lieber man den Stoss von vorn empfangen,  
Ob nicht im Rücken schlimme Feinde stehen. –

Nichts Härteres kann das Geschick verlangen.

Und doch fehlt es auch heute nicht an Trost. Gerade die Furchtbarkeit des Erlebnisses, die auch die Sieger nicht unberührt lässt, hat die Aufmerksamkeit auf Entwicklungen gelenkt, die ohne sie nicht Gegenstand allgemeiner Beobachtung geworden wären. Er hat nicht nur dem einen oder dem andern Volke, sondern der ganzen Erdbevölkerung die Erschöpfbarkeit der Erdvorräte offenbart; er hat die Menschheit erst erkennen lassen, wie klein die Erde durch die Beherrschung der Luft geworden ist; er hat zugleich die Augen geöffnet für bisher verborgene Kräfte, die, wenn sie nicht zu gemeinsamen Nutzen gebraucht werden, zu Zerstörungsmitteln werden können, die den „Weltuntergang“ in den Bereich der Möglichkeit rücken. Noch nie sind Wandlungen in der Weltwirtschaft von solcher Tragweite und damit so zwingende Kräfte zur Verständigung der Völker hervorgetreten. War die Weltwirtschaft bisher nur ein Sammelbegriff, so ist sie jetzt zur Hauptaufgabe der Völker geworden. Gelingt es, ihre Lösung durch die überstaatlichen Organisationen aus der Sphäre des politischen und wirtschaftlichen Eigennutzes emporzuheben, so kann vielleicht doch noch aus der furchtbaren Zeit der Weltgeschichte ein Neues erwachsen, das sich zum Segen der Menschheit auswirkt. Das walte Gott!